Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 30

Artikel: Das harte Gesetz des Lebens [Fortsetzung]
Autor: Hämmerli, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644919

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das harte Gesetz des Lebens

Aus der Geschichte eines alten Bauerngeschlechtes

Emmentaler-Roman von Walter Hämmerli

10. Fortsetzung

Das ovale Gesicht mit den dunkelbraunen Augen deutete ebenfalls mütterliches Erbe an. Dabei offenbarte Fritz schon früh eine ausgesprochen verstandesmässige Einstellung zu den Ereignissen seines Lebens. Schon als kleiner Knabe konnte er Vater oder Mutter Fragen stellen, welche diese aufhorchen liessen. „Es gschyts Bürschteli!" konnte dann etwa der stolze Ammann sagen. Ueber die Schauergeschichten, welche Mägde und Knechte beim Spinnen in der warmen Stube zum Besten gaben, konnte der Kleine ausgelassen, überlegen lachen. Das Schaudern vor dem Geheimnisvollen kannte er nicht. Die „Diensten" staunten darob und erklärten wohl bei ungestörten Aussprachen: „Fritzli glaubt nüt, es chunt nid guet mit ihm!" Die Geschichten von Hexen, Ughüür, bösen Schatten und Geistern, welche die geistige Kost der bäuerlichen Unterschicht bildeten, waren für ihn Gegenstand witziger Spöttereien, wobei ihm sein auffallender Mutterwitz vortreffliche Dienste leistete. Man nahm sich nach und nach vor Fritz in acht und erzählte nicht jede Schauermär, wenn der „tifige" und gescheite Junge in der Nähe war. Was aber Fritz in diesen Jahren zum Vorteil gereichte, sollte später zu seinem Schaden ausschlagen. Es war ein Verhängnis, dass mit Fritz ein vornehmer Kaufmannssohn aus der Provinzstadt im gleichen Institut die „Sprache" lernen sollte. Der junge Grimm, so hiess er, war in mancher Hinsicht ähnlich veranlagt wie Fritz Schwarz. Auch er war ein Jüngling, der erstaunlich vernunftgemässe Betrachtungen anstellen konnte. Nachbarn der Heimat, wurden bie beiden Nachbarn auf bestimmtem geistigen Lebensgebiet. Sie b.ieben zeitlebens treue Freunde; denn in späteren Jahren waren sie nicht zu weit von einander entfernt. Fritz Schwarz ging als Reutenenbauer bei Fabrikant und Bierbrauer Grimm im Neufons aus und ein. Nicht nur war in geschäftlichen Unternehmungen des einen Rat dem anderen wertvoll, sondern in ihrer Weltanschauung vor allem boten sie einander gegenseitig Stärke und Halt, wenn sie durch ein Ereignis des Lebens oder der Geschichte ins Wanken geraten wollte. Beide blieben bis an ihr Ende das, was sie im Welschland unter dem geistigen Einfluss des Institutleiters geworden waren: Voltairianer, Spötter, überzeugte Atheisten und praktische Materialisten. Nicht, dass ihnen ein mitleidiges Herz vollständig gefehlt hätte. Beide konnten im Verborgenen gute Werke vollbringen, wenn die Barmherzigkeit in ihrem Innern die Stimme erhob. Bei Brandfällen, öffentlichen Heimsuchungen und Unglück in armen Familien sah man beide Freunde gelegentlich als stille Wohltäter auf der Bildfläche erscheinen. Der Wahrheit die Ehre! Aber beide haben als junge Männer durch ihre Redensarten furchtbare Zerstörungen in jugendlichen Seelen angerichtet. Da sie nicht nur spöttisch, sondern auch schlüpfrig waren, wenn das Gebiet des Geschlechtslebens zur Sprache kam, haben Töchter und Jünglinge von ihnen Winke erhalten, die sie dazu brachten, von der grossen, vorgeschriebenen Strasse des Lebens abzuweichen, wo sie sich im Dickicht des Urwaldes verirrten. Solches ereignete sich für Grimm und Schwarz in der Mitte ihres Lebens.

Als Fritz Schwarz seine Lehr- und Wanderjahre beendigt hatte, kam er als eine Persönlichkeit heim, die nur den pfarrherrlichen Eintragungen nach noch Ramistaler war. Innerlich aber stand Fritz Schwarz auf anderem Boden. Diesen bildete eine geistige Welt, ob welcher der Mehrzahl der Ramistaler gegraut hätte, wäre sie ihnen zur Kenntnis gekommen.

Hier aber offenbarte Fritz eine Klugheit, die unserem Volksstamm eigen ist und durch die überlieferungsmässige Erziehung zielbewusst gefördert wird. Selbst das starke Raubtier hat seine Schutzfarbe, die es dem Auge der Beute, auf die es lauert, unsichtbar macht. Was die Kreatur durch Weisheit und Wille des Schöpfers erhalten hat, eignet sich der Mensch infolge kluger Ueberlegung selbst an. Das glatte, freundliche Wesen, das Fritz Schwarz zeitlebens auszeichnen sollte, war das harmlose Fell, unter dem sich das Raubtier verbarg. Als Fritz heimkehrte, um an der Seite seiner tapferen Mutter den grossen Hof zu bewirtschaften, ahnte kein Mensch, wie es innerlich um ihn stand. Fritz wusste nur zu gut, dass er von seiner Mutter, seinen Angehörigen, seinen Gemeindegenossen wie die schwarze Pest geflohen würde, wenn er seiner Umgebung den Jakobiner nach dem Muster der Marat und Robespierre geoffenbart hätte. Für die politischen Anschauungen, die Laufbahn und die Kämpfe seines Vaters hatte Fritz nur ein spöttisches Lächeln übrig. Ihn reute das schöne Geld, das der Vater — weiss Gott aus was für Gründen — zu wohltätigen Zwecken vertan hatte. Sein Sohn, der künftige Reutenenbauer, wollte in erster Linie reich werden. Oeffentliche Aemter galt es nur in dem Masse anzunehmen, als sie Gelegenheit boten, den Reichtum zu mehren. Was aber mit dem Reichtum machen? Seine Losung hiess: „Lasset uns trinken und lustig sein, denn morgen sind wir tot!" Er war der richtige Epikuräer, der wohlweislich in allen Genüssen Mass hält, um sie möglichst lange, möglichst ungetrübt, möglichst ohne Schädigung im Ansehen der Mitbürger und der Gesundheit auskosten zu können. Es kam ihm wahrhaftig nicht in den Sinn, die Lüste der Jugend zu fliehen; aber er und sein Freund Grimm aus der Nachbarschaft wussten es so anzustellen, dass die Oeffentlichkeit nichts oder nur sagenhaftes über das nächtliche Treiben der beiden Jünglinge vernahm. Auf ihren Fahrten den hübschen „Stubemeitschine" nach, an denen die Gasthöfe im Lande herum eine schöne Anzahl aufweisen, spielte die überredende Kraft ihrer Weltanschauung eine wichtige und unheimliche Rolle. Da wurde das „Glafer" der Pfaffen und Schulmeister mit beissender Lauge begossen. Punkt für Punkt, mit der Logik des Mathematiklehrers des einstigen Institutes, wurde den schönen Kindern vom Lande bewiesen, dass es keinen Gott gebe und darum auch keine Gebote. Der Mensch sei dazu da, es sich auf Erden möglichst schön ergehen zu lassen. Alle Verführungskünste eines

Mephistopheles wären gegenüber den Beweisgründen der sauberen Freunde „schabab" gegangen. Dass es nie zu einem öffentlichen Skandal kam, war nur den üblen Kenntnissen französischer Herkunft der beiden Freunde zu verdanken; wo das Zweikindersystem einriss, mussten auch Mittel und Wege bekannt sein, mit denen man das Ziel erreichte.

Frau Ammann Schwarz hörte ihren Sohn oft genug erst gegen Morgen heimkommen. Der Fuchs, der zum Ritt in entfernte Dörfer und Höfe gebraucht wurde, war ein stattliches Pferd, wie es in Ramistal kein schöneres gab. Ein wohlhabender Getreidebauer besass in jenen Zeiten selbst einer Anzahl von Ackergäulen auch ein Wagen- und Reitpferd, mit dem man in der Stadt und bei der übrigen Bauernschaft Staat machen konnte. Die Dragoner der bernischen Truppen hatten noch bis in die Siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein ihre Pferde selbst zu stellen. Man hielt viel darauf, ein Tier zur Einmusterung mitzubringen, das der Grösse des Hofes und dem Ansehen des Geschlechtes entsprach. Der Fuchs auf der Reutenen war ein reinrassiger Erlenbacher, ein Prachtstier, um das die Jungmannschaft den Reutenen-Fritz beneidete. Lange liess Marianne ihren Sohn seine Wege gehen. Nie sah sie ihn betrunken. Das Pferd wurde immer tadellos verpflegt. Es war ihm keine Erkältung oder sonst irgendein Schaden von diesen nächtlichen Ritten geblieben. Darüber wurde strenge gewacht. Der Meisterknecht wusste, dass er der Mutter wahrheitsgetreu zu rapportieren hatte. Im übrigen waren Marianne die Bräuche des Landvolkes aus der Jugendzeit her zur Genüge bekannt. Irgendwo musste ja der Jüngling einem Mädchen begegnen, das sein Herz wärmer schlagen liess. Sie dachte, Fritz werde wohl einmal irgendwo die Richtige finden, und drückte ein Auge zu. Hätte sie wohl eine Ahnung gehabt, um was es da ging und wie weit Heiratsgedanken bei diesen Fahrten mitspielten, so hätte sie wohl mit hartem Gebot dem „Fahriwesen" den Riegel gesteckt. Die beiden Freunde waren aber schlau genug, niemanden in ihre Geheimnisse einzuweihen. Das hätte schon ihre Selbstsucht nicht zugegeben. Zudem hiess es klug sein. Der Name der beiden Familien durfte nicht verunehrt werden. Grimm und Fritz Schwarz waren jeder auf seine Art stolz auf ihre Abkunft. Man fühlte sich als Aristokrat neuer Mode. Für die Opfer ihres Treibens hatten sie jene Verachtung übrig, die sich aus der rechten Paarung zwischen ihrer Weltanschauung und ihrem Hochmut von selbst ergab. „Eines von diesen hübschen, dummen, liederlichen „Babis" heiraten? Jamais! Nie und nimmer. Zum Heiraten brauchte es weniger Liebe als nüchterne, verstandesgemässe Ueberlegung. Abwägen aller Umstände, die da in Frage kommen konnten. Es verstand sich von selbst, dass in erster Linie viel Geld mit in die Ehe gehörte. Darüber wurden keine Worte verloren, und auch die Mutter auf der Reutenen gab hier ihren Geldhunger und falschen Bauernstolz offen zu, indem sie Fritz mit überflüssigen Ratschlägen quälte. Der wusste genau, was er wollte, und langsam steuerte er auf sein Ziel zu.

Unter den Ramistalern fand er vorläufig wenig Freunde. Sie waren ihm zu dumm und zu plump. Natürlich, Französling, der er war, konnte er die Sprache der Heimat und der Bauernherzen nicht mehr verstehen. Den Kirchgang mied er. Die Gründe lagen auf der Hand. Der alte Pfarrer Plüss war gebrechlich geworden und liess seinen Vikar machen, der ihm später im Amt nachfolgen sollte. Sein Name war Kümmerly und „kümmerlig" waren seine Gaben. Er liess fünfe gerade sein, besorgte die Bücher der Pfarrei und erledigte seine Amtsgeschäfte. Seine seichte Beredsamkeit hatte ihm unter seinen Studiengenossen den Uebernamen „Leerlauf" eingetragen. Das Landvolk bewunderte im Anfang diese erstaunliche Zungengewandtheit, die sich bei allen Anlässen, waren sie fröhlicher oder trauriger Art, so glänzend bewährte. Erst als der alte Pfarrherr im Grabe lag und der junge Geistliche frei schalten und walten konnte, raunte man sich in Kreisen religiöser Menschen leise zu: „Ein Blender! Es steckt nichts hinter dem Mann". Der weltgewandte und für seine bäuerlichen Verhältnisse aussergewöhnlich geschulte Reutenen Fritz durchschaute den jungen Pfarrer nur zu bald, und eh' man's gedacht, wurde dieser die Zielscheibe seiner in spritzigem Mutterwitz vorgetragenen Kritik. Kümmerly merkte dies nicht, trotzdem ihm gelegentlich listige, mit unschuldigem Gesicht vorgetragene Fragen in Glaubensdingen hätten die Augen öffnen können. Ueber die Gesichter der Zuhörer huschte ein rasches, kaum verborgenes Lächeln. Der gute Pfarrer aber merkte nichts davon oder tat aus untertäniger Achtung vor dem jungen Bauernkönig auf der Reutenen dergleichen, als habe er nichts verstanden. Auf alle Fälle kam er mehr auf dem Hof zu Besuch als je zuvor der mit dem Ammann befreundete Pfarrer Plüss. Kümmerly gab seelsorgerliche Pflichten der Witwe gegenüber vor; im Grunde genommen war es ihm aber mehr um die herrlichen Schinken und den tadellosen Waadtländer zu tun, deren Genuss er offensichtlich nicht verschmähte. Die Art des Essens bei dem geistlichen Herrn war derart gierig, dass jeden Menschen von Anstand ein gelinder Widerwille übernahm, wenn er dieses Schlingern mitansehen musste. Frau alt Ammann nahm es dem jungen Mann merkwürdigerweise nicht übel. Sie war so nach der Schule des 18. Jahrhunderts in Respekt und Verehrung vor dem geistlichen Stand erzogen worden, dass sie nicht nur ein, sondern beide Augen zudrückte und den jungen Pfarrer verwöhnte. Dieser hielt um so mehr auf sich selbst, je mehr man ihm in den Häusern herum beim Besuch an Herrlichkeiten aus Küche und Keller auftrug. Gelegentlich gestattete er sich auch etwa eine absprechende Aeusserung über den Vorgänger und seine Unbeholfenheit, die ihn mit dem Altern zum Gespött der Jugend werden liess, die bekanntermassen in solchen Sachen kein Mitleid kennt. Diese Dinge kamen auch Fritz Schwarz zu Ohren. So wenig Ehre er sonst seinem Götti sel. machte, das ertrug er nicht: D'r Jung git em Alte nid d'Füetteri!" Das war sein kurzes und unwiderrufliches Urteil. Zwei Ansichten lagen ihm zugrunde: die wirklich unselige, unwürdige Art des guten Kümmerly im schwarzen Pfarrerfrack und die bekannte Freundschaft des Pfarrers Plüss mit seinem verstorbenen Vater. Wandelte Fritz in religiösen und politischen Fragen auch nicht in dessen Fußstapfen, so war er doch stolz auf diesen Vater. Wehe, wer ihm zu nahe trat! Mit dieser Einschätzung und schroffen Stellungnahme verstand es Fritz, seiner Mutter das völlige Fernbleiben von der Kirche verständlich zu machen. Sie billigte es zwar nicht, aber konnte den jungen Mann verstehen. Die wahren Gründe ahnte sie nicht: völliger Unglaube, völlige „Ausgelassenheit", wie das Volk die grundsätzliche Unsittlichkeit nennt. Bald hiess es unter Taunern, Knechten und kleinen Handwerkern: „Schwarz Fritz glaubt nume, dass es us siebe Pfund Rindfleisch a gueti Suppe git." Damit traf das Volk den Nagel auf den Kopf. Fritz war durchschaut. Die Folgen sollten sich in der Kirchlichkeit der Gemeinde nur zu bald zeigen.

Als nun auch von Bern her der scharfe, trockene Bisluft des Unglaubens blies, gingen die Mäuler der Frechen und „Ausgelassenen" auf. Auch Fritz Schwarz brauchte sich nicht mehr allzusehr in acht zu nehmen. Der Besuch des Gottesdienstes ging von Jahr zu Jahr zurück. Kümmerlys Hilflosigkeit leistete der bösen Erscheinung Vorschub. Die Witze des mit Voltaires Geist gesättigten Reutenen Fritz wurden in Ramistal geflügelte Worte. Sie flogen wirklich um die Wirtstische herum, flogen in Taunerstuben und „Dienstengaden" hinein. Es kam die Zeit, die Ammann Schwarz und Pfarrer Plüss gebannt zu haben glaubten. Jetzt erst erwachte der üble Geist der französischen Revolution, nur dass er diesmal von Deutschland her kam und an hohen und niederen Schulen seine Verteidiger fand. *(Forts. folgt)*